

Der Scoop des Jahrhunderts

„Große Teile der deutschen Geschichte müssen umgeschrieben werden“, verkündete der Stern-Chefredakteur vollmundig. Wie eine Bombe schlug die Nachricht ein, die ganze Welt vermeldete die Sensation und verschlang gierig die weiteren Veröffentlichungen aus Hamburg. Was wie der Wunschtraum aller Journalisten begann und nicht nur historisch Interessierte elektrisierte, endete jedoch nach wenigen Tagen als größter Rohrkrepierer der bundesdeutschen Mediengeschichte.

Die Tagebücher Adolf Hitlers meinte Stern-Reporter Gerd Heidemann in die Hände bekommen zu haben, satte 62 Bände intimer Bekenntnisse des ehemaligen „Führers“. Die ersten beiden legte er dem Zeitgeschichte-Ressort des Wochenmagazins vor, dessen Redakteure sich von der ausgezeichneten Fälscherarbeit blenden ließen. Auch hinzugezogene Schriftexperten gaben grünes Licht für eine Veröffentlichung, sodass der scheinbare Scoop – aus Angst, die Konkurrenz könnte Wind davon bekommen und vorpreschen – Ende April 1983 schließlich auf einer aufgeregten Pressekonferenz hinausposaunt wurde. Skeptiker hatte es zwar reichlich gegeben, auch standen gründliche Materialgutachten noch aus, doch hielt das Verlagshaus Tempo für wichtiger als Sorgfalt und verhöhnte sogar einen Mahner als „Archiv-Ayatollah“. Und so konnten die Leser mit wohligem Grusel von Hitlers vorgeblicher Tablettenabhängigkeit und seiner vermeintlichen Haltung gegenüber Goebbels' „Frauengeschichten“ erfahren. Bis der ganze Schwindel nach einer Woche aufflog: Die Manuskripte waren mit einem Material gebunden, das erst nach Ende des Zweiten Weltkriegs entwickelt wurde. Der Stern hatte für den angeblichen Schatz 9,3 Millionen DM gezahlt, deren Empfänger die Seiten selbst vollgeschrieben hatte und nach Entdeckung des faulen Zaubers zum Medienstar aufstieg: Konrad Kujau. Dabei wich



König der Fälscher: Konrad Kujau mit der legendären, ihm zu verdankenden Stern-Ausgabe, aufgenommen 1985.



Stern-Reporter Gerd Heidemann genießt den Triumph, als er am 25. April 1983 der Weltöffentlichkeit die vermeintlichen Hitler-Tagebücher präsentiert. Am 5. Mai bereits wird der Höhenflug jäh enden: Die vielen offenen Fragen finden die Antwort in einer entlarvenden chemischen Analyse, die den Betrug zweifelsfrei beweist.

sein Sprachstil merklich von dem Hitlers ab, zudem ließ sich partout kein Zeitzeuge auftreiben, der den Reichskanzler jemals Tagebuch hatte schreiben sehen. Die Publizitätsgier der Verantwortlichen sollte sie schließlich ihren Job kosten: Nach einer öffentlichen Entschuldigung musste die Chefredaktion zurücktreten, Heidemann wurde gefeuert und wegen Unterschlagung eines Teils des Kaufpreises zu einer Gefängnisstrafe verurteilt, Kujau musste wegen Betrugs ebenfalls in Haft. Anschließend verkaufte er sehr erfolgreich „original Kujau-Fälschungen“.

Das Nierentischzeitalter



Was moderne Gesellschaftsforscher als „Co-cooning“ bezeichnen, also der Rückzug in die beschaulichen eigenen vier Wände, beschreibt auch einen Haupttrend der fünfziger Jahre. Da öffentliche Aktivitäten nach den kollektiven Exzessen der Nazi-Zeit vorerst reduziert wurden, war heimische Gemütlichkeit angesagt. Und so wanderte das steigende Einkommen zu einem immer größeren Teil in Objekte, die das Leben äußerlich verschönerten: Nierentische zum Beispiel. Die organische, asymmetrische Form – nicht nur bei Möbeln beliebt, sondern auch in Architektur und Industriedesign – stellte eine bewusste Abkehr vom kantigen, geradlinigen Ideal der NS-Jahre dar. Nicht, dass der Durchschnittsdeutsche plötzlich die „barocken“ Eichenmöbel auf den Müll geworfen hätte. Doch das modisch orientierte Bürgertum legte sich früher oder später einen resopalbeschichteten oder mit einem Mosaik verzierten Nierentisch zu – so konnte das

Möbelstück zu einem Emblem des Jahrzehnts aufsteigen. Neben oder auf dem Tisch fand sich oft eine Tütenlampe mit drei pastellfarbenen Schirmen auf einem Messinggestänge, alternativ auch eine Tulpenlampe. In deren Schein saß man bevorzugt in einem neuartigen Cocktailsessel, dessen halbhohle Lehne die Sitzfläche an drei Seiten umschloss.

In Cafés ließ sich nun immer öfter der amerikanische Stil beobachten, der durch Hollywood, Elvis und James Dean enorm populär wurde. In der Mode hingegen übten Frankreich und Italien die Hegemonie aus: Vor allem Christian Dior setzte die Maßstäbe für deutsche Frauenroben in den Fünfzigern, die im Zeichen des klassischen, figurbetonten Kostüms mit engem Rock standen. An heißen Tagen durfte es auch ein italienisch inspiriertes Sommerkleid sein – unverzichtbar war jedoch für die Frau wie für den Mann von Welt stets der passende Hut.

Modenschau am Brandenburger Tor 1954: Der italienische Modeschöpfer Emilio Schuberth mit Mannequins.

Das „Wunder von Bern“

Früh gehen die Ungarn mit zwei Treffern in Führung, doch Deutschland – überraschender Finalist der fünften Fußballweltmeisterschaft 1954 – schafft noch vor der Halbzeitpause den Ausgleich. In der zweiten Hälfte kontrolliert die seit viereinhalb Jahren ungeschlagene ungarische Elf das Spiel, kann die Überlegenheit jedoch nicht in Tore ummünzen. Doch dann, sechs Minuten vor dem Ende der regulären Spielzeit: „... aus dem Hintergrund müsste Rahn schießen – Rahn schießt ...“, und wie es weitergeht im zum Kult avancierten Radiokommentar Herbert Zimmermanns, hat vermutlich jeder Deutsche im Ohr. Der ekstatische Torjubel des Reporters gab das Startsignal zu einem befreienden, frenetischen Freudenfest, das sich nach dem Abpfiff auf den westdeutschen Straßen entspannt. Die junge Republik, gerade fünf Jahre alt geworden, hatte zwar die existenziellen Sorgen der Stunde null hinter sich gelassen; die Wunden der selbstverschuldeten Zerstörungssorgie waren indes längst nicht verheilt. Zu den noch immer stark lädierten Städten kam die stille Trauer um verlorene Familienangehörige und Freunde, die Schmach der totalen Niederlage, die sich verschärfende Spaltung zwischen Deutschland-West und -Ost, das tiefe Entsetzen angesichts der Untaten, die von Deutschen verübt worden waren und ihnen den Abscheu und die Ächtung der ganzen Welt eingetragen hatten. Die ersten Früchte des Wiederaufbaus und das beginnende Wirtschaftswunder mögen für mehr Optimismus gesorgt haben, doch an Stolz, auf die eigene Nation gar, war nicht zu denken. Überhaupt, gab es eine westdeutsche Nation? Es gab Deutsche in verschiedenen Besatzungszonen, von denen drei einen Staat bildeten, die vierte einen weiteren – doch immer war von „Provisorium“ die Rede. Als Bundesdeutscher empfand sich kaum ein Bürger des westdeutschen Staates. Doch das änderte sich am 4. Juli 1954: Erstmals



erfuhren sich die Deutschen zwischen Flensburg und Konstanz, zwischen Aachen und Hof als eine Gemeinschaft, die zusammen gehofft, gezittert, gebangt hatte und sich am Ende, nach dem ersehnten Triumph, in den Armen lag. Keine Bundestagswahl, keine Pariser Verträge, kein Kalter Krieg vermochte in der Bevölkerung so sehr das Gefühl dafür zu schärfen – wenn nicht erst zu schaffen –, dass man in einer Schicksalsgemeinschaft lebte. In der Radioreportage ist zu hören, wie nach der Pokalübergabe im Stadion das Deutschlandlied angestimmt wurde, das lange nicht mehr mit Inbrunst gesungen worden war: eine spontane Manifestation patriotischer Gefühle, wie sie die Bundesrepublik noch nicht kannte. Dass die Fans, etwas abseits politischer Korrektheit, die verbotene erste Strophe wählten („Deutschland über alles“), darf nicht als wiederkehrende Großmannssucht fehlinterpretiert werden – die dritte Strophe war einfach noch weitgehend unbekannt. Wer hatte schon auch etwas von einer deutschen Hymne wissen wollen, vor dem „Wunder von Bern“? Der Wunderbegriff mag zwar auf die sportliche Überraschung abzielen, ebenso passend wäre er jedoch für die mentale Wirkung, die dieser WM-Sieg auslöste: die Geburt der westdeutschen Nation.

Nach dem Spiel werden Kapitän Fritz Walter und Trainer Sepp Herberger im Triumph auf den Schultern begeisterter Anhänger vom Spielfeld getragen.

Flower Power und Disco-Fever

Im deutschen Kulturgedächtnis verbucht man unter den siebziger Jahren zuvörderst Schlaghosen, lange Haare, Koteletten und blumengeschmückte VW-Busse, bevölkert von Hippies mit „erweitertem“ Bewusstsein. In der Tat sickerte die zunächst randständige Bewegung – zumindest ihre Ästhetik und Accessoires – vor allem nach den späten Beatles und dem Woodstock-Festival 1969 immer weiter in die Gesellschaft hinein.

Während die reifenden Achtundsechziger ihre Utopien zu leben versuchten, Kommunen gründeten, ihre Kinder antiautoritär erzogen und nach Selbstverwirklichung in einer entfremdeten Welt strebten, konnte auch der Bürgerliche seine Haare länger tragen, ohne gleich als „Gammer“ diffamiert zu werden. Samstagabends tanzte man zum neuen Disco-Beat (Boney M., ABBA), und zwar oftmals ohne Partnerin. Der obligate Anzug mit Schlips wich vielerorts einer engen Jeans- oder Cord-Kombination mit Riesenkragen und monströsem Schlag, auch bunt gemusterte Hemden stellten keinen Tabubruch mehr dar. Doch zugleich bedeutete der Aufstieg des Hippietums zur oberflächlichen Massenkultur auch den Anfang seines Endes.

Die Siebziger brachten denn auch eine zuvor ungekannte Aufsplitterung der Jugendkultur hervor. Als Antithese zu den Hippies mit ihrem lebensbejahenden Optimismus und Idealismus sahen sich die Punks, die das illusionslose „No Future“ („Keine Zukunft“) der Sex Pistols zu ihrem Motto erkoren. Mit provozierendem Äußerem und betont ausschweifendem, pöbelhaftem Gebaren begannen sie gegen Ende des Jahrzehnts, ihre Eltern zu erschrecken. Auch die Maßanzug-tragenden Mods und ihre Todfeinde, die Rocker, hielten vermehrt in deutschen Städten Einzug.

In eine andere Richtung setzten sich die Jesus-People von den Hippies ab: Deren For-



King of the Disco: John Travolta löste mit seinem Film „Saturday Night Fever“ 1977 eine weltweite Discowelle aus. Millionen junger Männer versuchten zu tanzen wie er.

derung nach zügelloser, freier Liebe deuteten sie um zum Appell an christliche Nächsten- und Gottesliebe. Daneben wandten sich viele (vornehmlich junge) Deutsche aber auch anderen spirituellen, teils esoterischen Heilslehren zu, fernöstlichen Religionen etwa oder der Bhagwan-/Osho-Bewegung, die in den Siebzigern großen Zulauf hatte.



Die Haare länger, die Hosen weiter, die Jacketts enger: Auch in der ZDF-Hitparade ist der Hippie-inspirierte Kleidungsstil um 1973 angekommen, wie Bernd Clüver erkennen lässt.



Mit Mut zur Hässlichkeit und Freude an den schockierten Reaktionen der Mitbürger verweigerten sich die Ende der siebziger Jahre aufkommenden Punks allem, was die Gesellschaft von ihnen erwartete.

„Glอตze“ für alle

„Sie sind der Meinung, das war ... spitze!“ – Wenige Deutsche über 30 haben bei diesen Worten nicht unwillkürlich den „Dalli Dalli“-Moderator Hans Rosenthal vor Augen, bei dessen legendärem Luftsprung das Bild für einen Moment eingefroren wird. Die beliebte Spielshow lief von 1971 bis 1986.



Showmaster Rudi Carrell mit seinen Assistentinnen in der Quizsendung „Am laufenden Band“, die von 1974 bis 1979 lief und zunächst von Alfred Biolek produziert wurde.



Als die Gründerväter und -mütter der Bundesrepublik das Grundgesetz verabschiedet hatten, erfuhren die meisten zukünftigen Bundesbürger davon noch aus der Zeitung, einige auch aus dem Radio. Dass ein Kanzler um die Jahrtausendwende einmal lakonisch bemerken würde, die „Glотze“ sei der kommunikative Grundpfeiler politischen Wirkens, hätte Adenauer wohl befremdlich gefunden. Dabei trieb er die TV-Entwicklung selbst aktiv voran. Die ARD hatte 1954 den Sendebetrieb aufgenommen und versorgte die wohlhabende Schicht, die sich einen Fernseher leisten konnte, ab 1956 täglich mit der Tagesschau. Den Konservativen waren die Nachrichten jedoch entschieden zu kritisch („Rotfunk“) – ein staatsnaher Sender musste her.

Und so wurde das ZDF aus der Taufe gehoben, das 1963 startete, allerdings nach einem Karlsruher Urteil als unabhängige Institution. Im Jahr zuvor hatte die junge Republik schon den ersten „Straßenfeger“ erlebt: Der Fortsetzungskrimi „Das Halstuch“ nach Francis Durbridge erreichte über 90 Prozent Einschaltquote. 1964 schließlich begann mit dem Bayerischen Rundfunk auch das erste Dritte mit der Ausstrahlung – das Einzige übrigens, das sich fortan bei zu linksliberalen Themen aus dem ARD-Verbund ausklinkte und stattdessen Volkstümliches brachte. Sahen sich die Sender anfangs noch vorrangig als Aufklärer und Bildungslieferanten, setzten sie im Buhlen um die Zuschauergunst nun mehr und mehr auf Unterhaltung. Amerikanische Serien („Fury“, „Bonanza“, „Die Waltons“) und Quizsendungen („Einer wird gewinnen“, „Dalli Dalli“) versüßten den Bundesbürgern die wachsende Freizeit. 1975 konnte zwar schon lange keine Vollbeschäftigung mehr, dafür aber praktisch TV-Vollversorgung vermeldet werden: 93 Prozent der deutschen Haushalte besaßen ein eigenes Gerät. Die durchschnittliche Sehdauer lag nun bei rund zwei Stunden täglich; damit war ein neues Leitmedium etabliert. Die Achtundsechziger sorgten auch im TV für mehr Vielfalt, Offenheit, politisch Kontroverses wie schockierend Privates – so fanden plötzlich auch fremder Leute Bedenken oder Erziehungsprobleme und Sexualaufklärung den Weg in deutsche Wohnzimmer. Für viele Zuschauer war damit ein kultureller Tiefpunkt erreicht; unvorstellbar damals – obwohl größtenteils schon in den USA zu besichtigen –, was die Mattscheibe erst noch bieten sollte, nachdem 1984 mit RTL und Sat.1 das Privatfernsehen die Bundesbürger zu beglücken begann. Heute, bei einer unüberschaubaren Programmvietfalt und einem Durchschnittskonsum nahe der Vier-Stunden-Grenze, ist ein Leben ohne TV für die meisten Deutschen schlicht nicht mehr denkbar.

Big Brother is watching you – Volkszählung 1987

An der Schwelle zum zweiten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts – in der Ära der Web-2.0-Netzwerke also, in der mitunter intimste Geheimnisse frank und frei im Internet publiziert werden – mag es wie eine Kuriosität aus einer längst vergangenen Epoche anmuten: Es gab tatsächlich eine Zeit, in der sich die Bundesdeutschen vehement gegen alle Versuche wehrten, ihnen persönliche Daten zwecks zentraler Speicherung zu entlocken. „Zählt nicht uns, zählt eure Tage!“ und „Meine Daten müsst ihr raten!“, so lauteten zwei beliebte Protestslogans der achtziger Jahre, die vom Kampf der Bürgerinitiativen gegen die „Verdatung und soziale Kontrolle“ durch den Großen Bruder Staat geprägt waren. Bereits für 1981, dann für 1983 hatte die Bundesregierung eine Volkszählung angeordnet, um die öffentliche Versorgung und Infrastruktur besser auf die tatsächliche demografische Situation ausrichten zu können. Außerdem sollten die Meldedaten aktualisiert werden; für jede nicht im Melderegister vermerkte Person sollten die Datensammler 2,50 DM erhalten, für Ausländer das Doppelte. Vor allem die Möglichkeit, aus den ausführlichen Fragebögen auf die Identität der Befragten schließen zu können, veranlasste zahlreiche Bürger zum Gang nach Karlsruhe. Das Bundesverfassungsgericht urteilte im Dezember 1983, dass die Volkszählung das Recht auf „informationelle Selbstbestimmung“ verletze, das sich aus Artikel 1 des Grundgesetzes ableite („Die Würde des Menschen ist unantastbar“). Auf dieses Urteil berufen sich Datenschützer noch heute, wenn sie gegen Schindluder vorgehen – es bildet damit gewissermaßen die Magna Charta des deutschen Datenschutzes. Damals bedeutete es einen großen Sieg für die Riege der Kritiker (wie Günter Grass, Manfred Güllner), die einen Orwell'schen Überwachungsstaat im Entstehen begriffen sahen. Doch die Regierung Kohl konzipierte einfach eine neue Volkszäh-

lung für 1987, die die Einwände aus Karlsruhe berücksichtigte und den Erfassten mehr Anonymität bot. Erneut aufflammende Proteste und Forderungen nach einem gläsernen Staat statt eines gläsernen Bürgers drängten die Behörden nun rabiat zurück. Über 1.100 Bürgerinitiativen fochten 1987 für einen Boykott des Zensus; am Ende mit überschaubarem Erfolg. Viele Städte – einige mussten gerichtlich zur Durchführung gezwungen werden – meldeten zwar zwischen 5 und 25 Prozent fehlende Antworten, dennoch gelten die erhobenen Daten insgesamt als brauchbar. Wie viele Bögen als Boykott-Variante absichtlich falsch ausgefüllt wurden, weiß allerdings niemand. Immerhin rangierte die Angst vor Datenmissbrauch bei den Bundesbürgern Ende 1987 an vierter Stelle der Befürchtungen, nach Krieg, Arbeitslosigkeit und Umweltproblemen.



Pro und contra: Während die Bundesregierung den Bürgern mittels großer Aufklärungsplakate die Angst vor der Datensammelei nehmen will, gehen Berliner Kritiker der Volkszählung im Mai 1987 auf die Straße und rufen zum „zivilen Ungehorsam für mehr Demokratie“ auf.



Interwas?

Gerade mal gut 15 Jahre liegt die vormodern anmutende Ära hinter uns, in der die Deutschen Begriffe wie Browser, E-Mail, Chatroom und Download mit einem Fragezeichen im Gesicht und der Vermutung quittierten, dass wohl Computer- oder Sonstwas-Crack sein müsse, wer in solch fremder Zunge spreche. Und doch fragt man sich heute bereits: Wie funktionierte das eigentlich, Leben ohne Internet?

In den USA wurden bereits seit 1969 zwischen Universitäten und Militäreinrichtungen E-Mails verschickt, doch zur Massenanwendung konnte das Computernetzwerk erst 1993 mit der Einführung des World Wide Web und des ersten Webbrowsers mutieren. Anschließend brauchte es noch mindestens bis zum Ende der neunziger Jahre, bis auch einem nennenswerten Teil der Deutschen aufging, dass man es mit der wohl fundamentalsten Umwälzung im Informationswesen seit Erfindung des Buchdrucks zu tun haben könnte.

Die Anfänge verliefen allerdings auch bescheiden: Der Privatanwender wählte sich – während der analoge Telefonanschluss derweil besetzt war – mit einem knarrenden 56-k-Modem ein und stieß, glaubt man einer damals bekannten Werbung, bei Erfolg ein glückstrunkenes „Ich bin drin!“ aus. Allerdings war Geduld gefragt, denn bis ein Foto auf dem Monitor erschienen war, musste schon mal zwei Minuten geladen werden. Auf E-Mail-Korrespondenz und Firmenpräsentationen beschränkten sich die ersten deutschen Internet-Jahre daher, einige Pioniere der Selbstdarstellung ließen die Welt aber auch schon an Persönlichem teilhaben. Die Websites waren noch grell-bunt und voller 3-D-Schriften.

Ende der Neunziger kam allmählich auch der Online-Handel in Schwung, nicht zuletzt aufgrund neuartiger Auktionsplattformen und vor allem dank der Verbreitung digitaler Breitband-



Da staunten die Enkel, wenn Oma und Opa sich plötzlich als Computerfreaks outeten. Seit den späten neunziger Jahren hat auch dieses Bild keinen Seltenheitswert mehr. Viele Senioren, die mit Computern und englischen Fachbegriffen nicht auf Du und Du standen, haben ihre Scheu überwunden und eine neue Welt entdeckt. Notgedrungen: Spätestens seit der Jahrtausendwende verzichtet auf ein gutes Stück gesellschaftlicher Teilhabe, wer nicht online ist.

anschlüsse. Die Minuten nicht mehr zählen zu müssen, erforderte von vielen eine mentale Umstellung – die allerdings nicht schwerfiel, nicht so sehr zumindest wie die Gewöhnung daran, für Internetdienste zahlen zu müssen. Gerade in Deutschland war das Internet lange Zeit ein Gratisnetz, in dem man sich nach Gusto bedienen konnte. Unzählige Unternehmen scheiterten bei dem Versuch, für heruntergeladene Inhalte zu kassieren, wie es im richtigen Leben üblich ist. Immerhin aber verdienten die Kommunikationskonzerne prächtig: Zur Jahrtausendwende waren zwischen Flensburg und Konstanz bereits über 1 Million DSL-Anschlüsse in Betrieb, bei Wachstumsraten des Marktes von an die 100 Prozent – die Deutschen waren in die mediale Moderne eingetreten.

Die Technisierung des Alltags



Zu Ersatzspielplätzen begannen sich die Computerabteilungen deutscher Kaufhäuser in den Achtzigern zu entwickeln. Hier daddeln junge Nürnberger im Mai 1984 an einem Commodore-Ausstellungsgerät. Sie werden die erste Generation sein, die so selbstverständlich mit Computern aufwächst wie die vorherige mit dem Fernseher.

Fernseher, Musiktube mit Plattenspieler, Radio, ein klobiges Telefon: So sah die technische Grundausrüstung der westdeutschen Haushalte in den siebziger Jahren aus, wenn überhaupt. Man schrieb noch Briefe, handschriftlich, manche Familien verzichteten gar auf ein Telefon, da es mit Stress verbunden war und man schließlich auch bei einem persönlichen Besuch alles besprechen konnte. Wenn im TV ein Computermonitor mit grünlichen Buchstaben auftauchte, galt das den meisten noch als Science-Fiction. Mit den Achtzigern jedoch hielt die Zukunft Einzug: Was wir heute selbstverständlich nutzen, markierte damals einen großen technologischen Aufbruch. Unterwegs telefonieren oder Musik hören, Texte durch Leitungen schicken, Videos aufnehmen, mündliche Nachrichten hinterlassen, Essen ohne Herd aufwärmen, mit einer Konsole am Bildschirm daddeln, digitale Klangqualität, Heim-PC – diese Innovationen wurden zwischen 1980 und 1990 Teil der Alltagswelt. Vor allem die Jugend kam auf ihre Kosten: Was heute der iPod, war in den Achtzigern der Walkman, ein kleiner, tragbarer Kassettenrekorder, 1979 von Sony vorgestellt. Wer jung und cool daherkommen wollte, konnte darauf nicht verzichten. Auch der große Bruder des Walkmans sorgte für mobilen Musikgenuss, allerdings nicht immer

zur Freude der Zeitgenossen: Der Radiorekorder oder auch Ghattoblaster wurde um 1980 zum Standard bei Musikfreunden. Die frohlockten ebenfalls, als 1982 der erste CD-Player auf den Massenmarkt kam: Die neue Klangreinheit empfanden viele als Erweckung – andere aber auch als kalt und steril. Die Schallplatte jedenfalls musste den Rückzug in die Puristen- und Nostalgiker-Nische antreten. Der Personal Computer (PC), 1981 von IBM eingeführt, kennzeichnete den Anbruch des Informationszeitalters, das anschließend mit dem Commodore 64 (1982), dem Apple Macintosh (1984) sowie den Atari-Konsolen in immer mehr deutsche Haushalte vordrang. Die erste Computerspielgeneration wuchs heran, Pac-Man, Donkey Kong und Co. wurden in den Kreis der regelmäßigen Spielgefährten integriert. Das Büro wurde ebenfalls technisch hochgerüstet: Neben dem PC stand nun ein Kopierer, der zwar längst erfunden, nun jedoch hinreichend kompakt und erschwinglich war. Der Faxdienst, den die Bundespost 1979 installierte, sorgte für schnellere Geschäftskommunikation und geringeres Briefaufkommen dank „Fernkopierer“. War der Chef unterwegs, konnte man auf den neuartigen Anrufbeantwortern eine Nachricht hinterlassen, es sei denn, er besaß ein Autotelefon. Mit dem 1985 gestarteten C-Netz war man westdeutschlandweit erreichbar; bei Reisekoffergröße und rund 20 kg Gewicht bot sich das Gerät allerdings noch nicht als Handy an. Auch die Hausfrauen und -männer erfuhren Erleichterung, denn der Mikrowellenherd wurde zum Massengut. Und nach getaner Arbeit konnte man sich vor den Fernseher setzen und, völlig autonom, jederzeit nach Belieben einen Film starten, der Videorekorder machte es möglich. Zuvor war man gnadenlos den Sendezeiten ausgesetzt gewesen und hatte manches verpasst – doch diese dunklen, technisch primitiven Zeiten waren mit den achtziger Jahren endlich vorbei.



Der einen Freud, der anderen Qual: Jugendliche hängen im Juni 1984 zu den Klängen aus einem Ghattoblaster cool in der Frankfurter Innenstadt herum. Das Phänomen, draußen anderer Leute Musik mit anhören zu müssen, war den meisten Bundesbürgern noch neu. Die Jugend jedoch lernte die tragbare HiFi-Anlage schnell als aufmerksamkeitseischendes Ausdrucksmittel schätzen.



Sozialverträglicher hingegen war der Walkman, wenn er auch kommunikativ für eine gewisse Abschottung sorgte. Das 1983 bei der Internationalen Berliner Funkausstellung vorgestellte Sony-Modell bestach durch seine ungewöhnlich geringen Maße und wurde zu einem unverzichtbaren Statussymbol für Teens und Junggebliebene.

Nein! Haben Sie tatsächlich bis hierhin alles gelesen? Hut ab! Sie gehören offenbar zu den Hartgesottenen und können mehr vertragen. Daher füge ich noch einige pointiertere Beiträge zu diesem Buch an, die schlussendlich als politisch zu kontrovers aus der Druckversion gestrichen wurden. Trennungsfehler wurden noch nicht korrigiert, mögen Sie darüber hinwegsehen.

Im Zwölfzylinder zum Klimagipfel

Wie bei der Ölkrise 1972 durchfuhr die Nachricht die Deutschen wie ein Schock. Dabei musste diesmal schon als einsamer Eremit gelebt haben, wer davon kalt erwischt wurde. Doch der Deutsche hat es nun mal gern amtlich, und auch die anderen wollten es bei diesem Thema lange nicht so genau wissen. Schon 1992 allerdings waren in Rio erstmals Maßnahmen gegen die globale Erwärmung beschlossen worden.

Aber erst nachdem der Weltklimarat der Uno, der die relevante Forschung zusammenfasst, im Frühjahr 2007 bekanntgab, dass der Menschheit mit allerhöchster Wahrscheinlichkeit eine signifikante selbstverschuldete Erhöhung der globalen Temperatur mit dramatischen Folgen ins Haus steht, setzte großer Aktionismus ein. Die maßgeblichen Politiker und solche, die sich dafür hielten, ließen sich augenblicklich nach Spitzbergen oder Grönland schippern, um den Eisbären persönlich zu kondolieren – und bei der Gelegenheit gleich ein paar Schnappschüsse für die heimische Presse mitzunehmen. Die massive Förderung regene-

rativer Energien, von den bürgerlichen Parteien unlängst noch als volkswirtschaftlich schädlicher Fetisch der Ökosozialisten verunglimpft, fand sich plötzlich prominent in allen Parteiprogrammen. Angela Merkel schwang sich auf zur Klimakanzlerin, als welche sie dem mächtigsten Mann der Welt die Wahrheit, die er mal wieder nicht hatte sehen wollen, ins Gesicht schleuderte. Ambitiöse Maßnahmenpakete wurden angekündigt, die große Umkehr beschworen, der Berg kreiße – und gebär eine Maus.

Wie so oft, wenn hehre Ziele in Gesetze und Verordnungen gegossen werden müssen, blieb nach Abzug aller Unzumutbarkeiten bloß ein Paketchen übrig. Zumal der Regierungschefin auch wieder einfiel, dass sie nicht nur Klima-, sondern auch Autokanzlerin ist. Nur gut, dass Deutschland in puncto CO₂-Reduktion dennoch gut dasteht, wenn auch hauptsächlich wegen des Nachwende-Exitus der ostdeutschen Industrie. Spätestens mit Anbruch der Weltwirtschaftskrise 2008 ist nämlich klar: Das Klima muss einstweilen warten.

Hier müsste eigentlich Eis sein: Bundeskanzlerin Angela Merkel überzeugt sich bei einem Grönlandbesuch im August 2008 noch einmal persönlich von der Dringlichkeit einschneidender Klimaschutzregelungen. Wie einschneidend sie sein dürfen, wird allerdings mit der deutschen Autolobby abgestimmt.



Die Bekenntnis-Epidemie



Ihre Tränendrüsen schienen geradezu unerschöpflich zu sein: Margarethe Schreinemakers bei ihrer RTL-Einstandssendung im Januar 1997. Sie wurde geliebt und gehasst für ihre spezielle Art der „mitfühlenden Interviewführung“. Das Konzept ihrer Sendung im Groben: Tragik, Experten und etwas Prominenz.

Vom „nachhaltigsten Schlag der politischen Rechten gegen die Intelligenz des Landes“ sprach der ehemalige Kultur-Staatsminister Michael Naumann einst und meinte damit die Einführung des Privatfernsehens 1984. Kulturpessimisten konnten sich beim Zappen durch bundesdeutsche Programme in den neunziger Jahren bestätigt fühlen: Kaum eine Sendeminute der Privaten, in der nicht bekannt, gestanden, geschimpft, geweint, gepöbelt und munter aus dem Intimleben gebeitet wurde. Was 1973 im WDR mit „Je später der Abend“ – heute nennt man das Genre „Personality-Show“ – begonnen hatte, ufernte nun aus in ein tägliches Panorama des privaten Grauens, dargeboten in Bekenntnisshows.

Wieder einmal war es amerikanischen Einflüssen zu verdanken, dass Hans Meiser 1992 mit einer nachmittäglichen Plauderrunde auch hierzulande das Jedermann-Fernsehen etablierte. Die Themen waren alltäglich und profan, die Gäste in der Regel auch, doch reizte das den Voyeur im Deutschen offenbar nur umso mehr: Über 40 Prozent Einschaltquoten überzeugten auch die Konkurrenz, schleunigst eigene Daily-Talk-Formate auf die Mattscheibe zu bringen. Ilona Christen, Arabella,

Bärbel Schäfer, Birte Karalus, Vera am Mittag, Kerner, Sonja, Jörg Pilawa, so hießen die telemedialen Manegen und die dort herrschenden Dompoteure, die die Fünf-Minuten-Ruhm-Willigen meist ungehindert aufeinander losgehen ließen – zur Gaudi des zwischen peinlicher Berührung, Hohn, Mitleid, Schadenfreude, Verachtung und Bewunderung schwankenden Zirkuspublikums.

Wie so häufig wollten sich auch die Öffentlich-Rechtlichen nicht vorwerfen lassen, den Zug der Zeit zu verpassen, und schickten mit dem verständniseligen Pastor Jürgen Fliege ebenfalls einen Matador in die Betroffenheitsarena, die damit auch für die Generation 60plus interessant wurde. Als Königin der tränensatten Bekenntnisorgie darf jedoch eine Moderatorin gelten, deren wöchentliche Livesendung zeitweise in der „Wetten dass ...“-Liga spielte: Margarethe Schreinemakers. Von „Schreinemakerisierung“ sollte später die Rede sein, wenn Fernsehforscher den Übergang vom faktenvermittelnden zum weitgehend inhaltsleeren, aber emotional bis an die Schmerzgrenze aufgeladenen Programm kennzeichnen.

Eine Übersättigung des Publikums machte sich Ende der Neunziger allerdings bemerkbar, der Hunger auf Interna aus dem trivialen Leben von Menschen wie du und ich ließ merklich nach. Und so wie derzeit die Gerichtsschows langsam wieder von der Mattscheibe verschwinden, wurden auch die meisten täglichen TV-Schwatzbuden auf den Müllhaufen der Fernsehgeschichte verbannt. Und das ist auch gut so.



Matthias glaubt an Engel, Ines geht fremd und Uwe findet putzende Männer einfach doof. Wer will's wissen? Erstaunlich viele! Hans Meiser, hier im Jahr 1995 bei der Aufzeichnung einer seiner rund 1.700 Folgen, brachte die neue TV-Kultur-Perle namens Daily Talk aus den USA nach Deutschland. „Eine Art Marktplatz für den Austausch von Meinungen und Gefühlen“ sah er darin. Andere sahen darin eine Art Armutszeugnis für die deutsche Kultur.

Deutschland im Sommer

Weltmeister der Herzen

Nicht, dass Deutschland unbeliebt gewesen wäre: Die Welt hatte durchaus wahrgenommen – abgesehen vielleicht von englischen Yellow-Press-Redakteuren, polnischen Polit-Zwillingen und jenen Amerikanern, die öffentliche Schulen besuchten –, dass die Nazis endgültig Geschichte waren und die Deutschen ein normales mitteleuropäisches Volk. Nicht für elaborierten Humor und Lockerheit in allen Lebenslagen bekannt, aber zuverlässig, fleißig, solidarisch und demokratisch. Etwas mürrisch vielleicht, aber kein Wunder, bei dem Wetter. Begeisterung, so das Klischee, empfindet der Deutsche, wenn er eine schöne Maschine ausgetüftelt hat. Oder wenn er mal wieder Überstunden machen darf, denn Arbeit ist sein Lebenselixier. Doch dieses Stereotyp sollte im Sommer 2006 erhebliche Macken bekommen.

Deutschland richtete die Fußballweltmeisterschaft aus, und niemand zeigte sich überrascht von der perfekten Logistik. Mit einem allerdings hatten offenbar die meisten internationalen Besucher und TV-Zuschauer nicht gerechnet, und sie staunten nicht schlecht: Die Deutschen können tatsächlich auch feiern! Sie können fröhlich sein, lachen, sich des Lebens freuen! Außerdem wird man als Kunde gar nicht wie ein Bittsteller behandelt und angebellt, sondern als willkommener Gast mit einem freundlichen Lächeln begrüßt. Selbst rassistische Schmährufe gegen die außereuropäischen Teams blieben aus, stattdessen wurden diese bejubelt. Angesichts derart frappierender Neuigkeiten musste so mancher im Ausland sein Deutschenbild nachjustieren.

Fußballerisch mag das Turnier aufgrund eher defensiver Orientierung nicht mit Schmankerln geglänzt haben, alles andere aber stimmte: vier Wochen Kaiserwetter, tolle neue Stadien, ausgelassene Volksfeststimmung allüberall. Bedenkensträger äußerten sich lediglich kritisch ob der vielen schwarz-rot-goldenen Fahnen, die plötzlich aus den Fenstern, von den Schultern und an den Autos



flatterten. Ein Ausweis neu aufkeimenden Nationalismus? Sicherlich ein Zeichen wiederkehrenden Patriotismus, einer vertieften Identifikation mit dem Heimatland – offenbar ein WM-typischer Reflex der Deutschen, siehe 1954. Doch vor allem: eine angesagte Party-Requisite.

Wie sehr das Image der Deutschen von der WM profitierte, lässt sich daran ablesen, dass anschließend im britischen Mutterland der Kraut-Verächter die Zahl der Anmeldungen für Deutschkurse in die Höhe schnellte. 90 Prozent der internationalen Besucher wollten Deutschland als Reiseziel weiterempfehlen. Da passte es, dass ein weiteres, nicht zur deutschen Beliebtheit beitragendes Klischee ebenfalls unerfüllt blieb. Der englische Fußballtitan Gary Lineker drückte es einst so aus: „Fußball ist, wenn 22 Spieler hinter dem Ball herlaufen und am Ende gewinnen die Deutschen.“

Helden für einen Sommer: die deutsche Elf bei der Ehrenrunde nach dem 1:0-Sieg gegen Polen in der Vorrunde. Nie zuvor hatten deutsche Nationalspieler derartigen Popstarrummel genossen (und erlitten) wie bei der WM 2006. Vor allem Trainer Jürgen Klinsmann hätte sich zweifellos bei Belieben sofort zum Kanzler wählen lassen können.

Zu viele Fernseher, zu wenig Arbeit – die Generationen Golf und X



Kurt Cobain, 1994 per Suizid aus dem Leben geschiedener Sänger und Gitarrist der Grunge-Band Nirvana, gilt als Galionsfigur der Generation X. Fälschlicherweise, wie viele meinen, denn er äußerte sich durchaus auch politisch, mit klassisch linker, antibürgerlicher Haltung. Seine melancholischen Texte und seinen rau-melodiösen Rockstil empfanden die „Slacker“, wie die Angehörigen der Generation X auch genannt werden, jedenfalls als Balsam für die geschundene Seele.

Dass mit der Jugend kein Staat zu machen ist, wusste und beklagte bereits Aristoteles vor mehr als zwei Jahrtausenden. Auch heute noch stimmt jeder jenseits der 30 gern zu. Dabei gehört das jugendliche Rebellieren längst in den Bereich überlebter Folklore. Schon in den achtziger Jahren ebte die Lust der jungen westdeutschen Generation an der Auflehnung gegen ihre Eltern deutlich ab. Die Altnazis und Mitläufer waren zumindest moralisch abgeurteilt, die Benachteiligung der Frauen gemeinhin als Missstand anerkannt, Abtreibung und Schwulsein erlaubt, der Kapitalismus hielt die Unterprivilegierten mit einem üppigen Sozialstaat bei der Stange, für Umweltschutz waren spätestens seit Tschernobyl alle Parteien sowieso schon immer gewesen. Was die Punks in extremer Weise vorweggenommen hatten, setzte sich nun auch auf breiterer Front unter dem bürgerlichen Nachwuchs durch: ein apolitisches Desinteresse an öffentlichen Angelegenheiten und der Wunsch, das (durchaus komfortable) Unabänderliche mit größtmöglichem Genuss zu durchleben.

Die Generation Golf, benannt nach einem Buch ihres „Entdeckers“ Florian Illies, trat nach wohlstandsverwöhnter Kindheit in ihre Adoleszenz ein, als die großen Schlachten geschlagen waren, nämlich Mitte/Ende der Achtziger. Als sie um 1990 die bundesdeutsche Jugendkultur prägte, stellte sie nicht mehr die System-, sondern die Markenfrage: VW Golf, Audi 80, Ford Escort oder Opel Kadett? Ersterem Modell entlehnte Illies, da es am verbreitetsten war und als Referenzgefährt galt, seine Namenskreation für die Spaß-, Shoppen- und Party-Generation. Die Jünger dieser neuen hedonistischen Markenfixierung strebten hauptsächlich nach Veredelung ihres persönlichen Auftritts, denn zu kämpfen hatten sie allenfalls um den Rang als Alphetier in der Clique. Nicht zuletzt der regelmäßige Fernsehkonsum von Kindesbeinen an schuf die nötige Sensibilität dafür, was cool und

was definitiv nicht cool war. Politisches Engagement zählte als Gutmenschentum für Latzhosenträger eindeutig zur zweiten Kategorie. Schließlich ist ja an alle gedacht, wenn jeder an sich selbst denkt. Diese ästhetische und verbale Distanzierung von den Achtundsechzigern und ihren Nachfolgern verdeckte allerdings, dass auch die „Golfer“ im Grunde Sozialdemokraten waren (und sind).

Ab den frühen neunziger Jahren gesellte sich der Generation Golf eine zweite Haupttrend in der Jugendkultur hinzu, der später ebenfalls nach einem Buch benannt werden sollte: Generation X. Der Autor Douglas Coupland zielte mit dem Titel auf die Schwierigkeit ab, der Altersgruppe ein griffiges Label zu verpassen. Denn Marken und Statussymbole verabscheuten deren Vertreter, die Konsumverweigerung und „exhibitionistische Bescheidenheit“ pflegten – auch durch einen betont nachlässigen, aus verschiedenen Moden zusammengewürfelten Kleidungsstil. Erstmals musste diese Generation die Erfahrung machen, ohne Kriegseinwirkung wirtschaftlich schlechter dazustehen als ihre Eltern. Die finanzierten ihren Lebensstil, auch ökologisch, zu einem großen Teil auf Pump, was die Perspektiven der Kinder weiter verdüsterte. So hangelten sich diese lethargisch und politisch resigniert von Job zu „McJob“ – eine weitere Wortschöpfung Couplands, mit der er auf niedrigbezahlte Dienstleistungsberufe abzielt, „mit wenig Prestige, wenig Würde, wenig Nutzen und ohne Zukunft“.

Klingt ziemlich aktuell, mag man als Leser im Deutschland der permanenten Mindestlohndebatten denken. In der Tat leben die Generationen Golf und X mit ihren Nachfolgern – Generation @, Generation Y und Generation Praktikum, um nur einige zu nennen – in friedlicher Koexistenz fort. Ohnehin kann die Trendforschung nur ganz grobe Linien aufzeigen: Die großen, verbindenden Ideen und Erfahrungen sind Vergangenheit.